

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Mittwoch, 21. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sowohl Julian Ardens wie Alexanders Besuch hatten keine andere Empfindung in Thomas Rouff hinterlassen, als den Wunsch: Ich möchte, daß man mich in Ruhe ließe. In der letzten Zeit beherrschte ihn eine schwere, dumpfe Müdigkeit. Er, der immer ein Arbeiter gewesen war, verlor nun alles Interesse. Ein paarmal ließ er den Sekretär zu sich kommen. Er gab Aufträge, diktierte, unterschrieb, dann lehnte er auch das ab. „Ich fühle mich nicht wohl“, hatte er gesagt, und wer ihn sah, mußte ohne weiteres davon überzeugt sein. Nun beschränkte er sich auf telephonische Anordnungen. Es fehlte ihm jegliche Lust, das Haus zu verlassen. Er konnte lange untätig am Schreibtisch sitzen, dann wieder lag er viele Stunden mit unerträglichen Kopfschmerzen. Frau Witt empfand seine Anwesenheit als große Last. Ohne einen Versuch zu machen, zu helfen, fragte sie nur widerwillig:

„Was soll ich zum Essen machen?“

Worauf Rouff meist müde ablehnte. Sie hatte sogar die Frechheit, zu sagen, daß sie viel Arbeit hätte, und daß sie eine sehr gute Stellung bekommen könne. Diese Spekulation war ganz richtig gewesen. Rouff, von Angst ergriffen, daß eine Veränderung geschehen könne, bewilligte ihr eine unverschämte Forderung. Nun fühlte sich Frau Witt sicherer denn je. Jetzt handelte es sich nur noch darum, gut acht zu geben, die Sache würde sicher ein schönes Stück Geld einbringen. Sie überlegte ernstlich, ob sie nicht hinter dem Rücken jener Dame, der so viel an der Entdeckung lag, zu Herrn Kerzhoven hingehen sollte? Vielleicht fiel auch da etwas für sie ab. Aber das blieb ja immer noch; auf jeden Fall konnte sie die Dame einmal anrufen, wenn auch dieser Rouff den ganzen Tag zu Hause hatte. Sie tat es mit aller Heimlichkeit und dem Erfolg, daß Florence gleich am nächsten Nachmittag kam.

„Haben Sie noch was rausgefragt?“, fragte sie sofort voll Eifer.

„Ja, Herr Rouff ist zu Hause. Er ist oben. Kommen Sie herein.“

Frau Witt zog Florence in das Küchenzimmer.

„Nehmen Sie Platz“, nötigte sie, aber Florence schien nicht zu langen Verhandlungen aufgelegt.

„Also, was gibt es?“, drängte sie nochmals.

„Das läßt sich so im Handumdrehen nicht sagen“, äußerte Frau Witt vorsichtig. „Ich habe Kaffee gemacht und ein wenig Kuchen, Sie werden mir doch die Ehre machen.“

„Na schön, aber ich habe wenig Zeit.“

Frau Witt ließ sich umständlich am Tisch nieder. Mit breiten Bewegungen, die zu ihrer Hagerkeit in sonderbarem Widerspruch standen. Sie goß den Kaffee ein und reichte Florence die Kuchenschüssel.

„Selbst gebaden, ja, auf so etwas verstehe ich mich“, lobte sie.

„Danke, also was ist? Sie können begreifen, daß ich neugierig bin.“

„Gestern abend“, flüsterte die Frau, „war sie wieder hier.“

„Was nützt mir denn das? Sie wollten doch —“

„Mein liebes Fräulein“, sagte Frau Witt in einem Ton, der Florence die ganze Vertraulichkeit dieses

Gesprächs zum Bewußtsein bringen sollte, „das ist nicht so leicht gemacht. Was glauben Sie, was ich meine Mühe und Arbeit damit habe.“

„Gewiß, das glaube ich schon“, Florence wurde ungeduldig, „aber so kommen wir nicht weiter.“

„Wird schon werden, man will doch kein Unglück anrichten. Was glauben Sie, wozu ein Mann alles fähig ist, besonders wenn er —“

„Was denn?“

„Wenn er — betrunken ist.“

„Trinkt Herr Rouff denn?“

Frau Witt lächelte vielsagend:

„Trinken, trinken, liebes Fräulein, ich sage Ihnen.“ Und sie erzählte Wunderdinge von den Beständen und von Thomas Rouffs Verbrauch.

„Das ist ja interessant.“

„Nicht wahr, ich sage nicht zuviel, aber wenn ich mal was sage...“, orakelte Frau Witt.

„Da staunt man wirklich“, sagte Florence.

„Es fragt sich nur, wie man es anstellen soll, daß man Frau Kerzhoven —“

„Und Herrn Rouff“, fiel Frau Witt ein.

„Ach, an dem liegt mir nichts, die Hauptsache ist die Frau.“

„Natürlich, natürlich“, gab Frau Witt beflissen zu, „aber immerhin —“

„Wie wir sie kriegen. Es kommt doch auf Beweise an“, vollendete Florence ihren Satz.

„Werden wir auch bald haben.“

„Aber Florence ließ sich nicht so leicht verträsten.“

„Ich kann doch einfach mal abends kommen“, schlug sie vor, „wenn er sowieso betrunken ist —“

„Still mal.“ Frau Witt sprang auf. „Ich höre doch Schritte auf der Treppe, er kommt.“

Florence wurde ein wenig ratlos.

„Soll ich raus?“

„Das wäre ja“, sagte die Frau, „ich kann doch Besuch haben.“ Es klang nicht ganz sicher.

In der nächsten Minute kam Thomas Rouff herein. Es war, als fühle er sofort das Feindselige der Situation.

„Frau Witt“, sagte er scharf, „kommen Sie bitte einmal.“

Die Haushälterin verschränkte die Arme und nahm eine herausfordernde Miene an. Unangenehm war es ihr nicht, vor dem eleganten Fräulein als Diensthöfe behandelt zu werden. Was war mit Rouff los? Sonst benahm er sich doch anders. Sie folgte ihm in die Halle.

„Frau Witt, wer ist da bei Ihnen?“, fragte Rouff.

„Besuch.“

„Da sehe ich, aber ich will keine Fremden in meinem Haus, ohne daß ich gefragt werde.“

„Man wird doch mal —“

„Ich habe nichts gegen Ihren Besuch, aber ich will wissen, wer hierher kommt“, sagte Rouff mit Bestimmtheit. Es blieb für Frau Witt nichts übrig, als zu gehen. Sie war außer sich. Was fiel Rouff ein, sie zur Rede zu stellen!

„Was sagte er?“, erkundigte sich Florence mißtrauisch.

„Nichts, das muß man nicht so genau nehmen. Der wird wohl mal wieder nicht nüchtern sein. Und überhaupt — der soll doch lieber still sein, der hat es nötig.“

Frau Witt redete sich immer mehr in Erregung. „Ich gehe lieber“, sagte die Dame Florence kleinlaut.

Sie sah Herrn Rouffs blaßes Gesicht vor sich mit den scharfen, müden Zügen, eigentlich hatte es nicht so ausgesehen, als sei er betrunken. Dieses Wort schien überhaupt nicht zu ihm zu passen. Und Florence war im Innern etwas beruhigt, als sie nochmals feststellte, daß es sich nur um Frau Kerthoven handelte und nicht um diesen sonderbaren Herrn Rouff.

Als Frau Witt den Tisch abräumte, zitterten ihr die Hände, so wütend war sie. Eine solche Blamage. Jetzt würde sie keine Rücksicht mehr nehmen. Am besten wäre es, gleich zu Herrn Kerthoven hinzugehen. Ja, das würde sie tun. Dann würde Herr Rouff den Fehler schon einsehen, den er begangen hatte. Weiter konnte sie in ihrer Wut nicht denken.

Ferry Kerthoven fragte: „Was? Wer will mich sprechen? Was will sie? Wie sieht sie aus?“

Das Mädchen war diesem Ansturm von Fragen nicht gewachsen und suchte nur die Achseln.

„Es wäre sehr dringend.“

„Das kennt man, irgendeine Bettelei oder sowas.“ Aber weil er allein war und die Neugier siegte, verfügte er:

„Lassen Sie sie rein.“

„Jawohl, Herr Kerthoven.“

Als Ferry Frau Witt sah, bedauerte er sofort seinen Entschluß. Er behielt die Zigarre im Mund, stand gar nicht erst auf und fragte so belästigt wie irgend möglich:

„Nun?“

„Mein Name ist Katharina Witt.“

„Schön, aber ich kann Ihnen gleich sagen, daß wir auf alle Zeitschriften abonniert sind, daß wir einen hervorragenden Staubsauger besitzen und daß —“

„Ich bin die Haushälterin von Herrn Rouff“, sagte die Frau nicht ohne Würde.

Teufel nochmal! Kerthovens Zigarette fiel auf den Teppich. Er bückte sich und f. gte dann:

„Schickt Herr Rouff Sie?“

Er fragte es nur, um Zeit zu gewinnen. Was konnte da sein? Sicher nichts Angenehmes.

„O nein, ich komme von selbst. Weil ich es für meine Pflicht halte.“

„So, so.“

Jetzt wußte Kerthoven Bescheid.

„Dann erzählen Sie mal, Frau Witt“, forderte er auf.

„Ja, Herr Rouff, der war doch früher mit Frau Kerthoven verlobt.“

„Das weiß ich, gute Frau, nur heraus mit der Sprache.“ „Also — Ihre Frau betrügt Sie.“

Kerthoven war nicht ganz unvorbereitet. Diese mit Großartigkeit hingelegte Behauptung jedoch schien ihm lächerlich.

„Wie meinen Sie das?“, fragte er und nahm damit Frau Witt die letzten Hoffnungen. So erfuhr er, wie es um Rouff bestellt war, und daß Virginia jeden Abend bei ihm war. Ferry kümmerte sich nun zwar herzlich wenig um seine Frau, und da er die Abende nicht zu Hause verbrachte, wußte er auch nicht, wie Virginia ihre Zeit einteilte. Aber — jeden Abend bei Rouff? Das hätte selbst Florence nicht zu behaupten gewagt, und welche merkwürdige Figur gäbe er selbst dann ab? Er sagte ärgerlich:

„Unfug.“

Frau Witt hatte sich ihren Erfolg anders gedacht. Sie merkte, daß sie vorsichtiger sein mußte.

„Nun, ich kann mich da irren, vielleicht nicht jeden Abend, aber doch beinahe.“

„Woher wissen Sie das, machen Sie die Tür auf?“

„A — nein“, sagte Frau Witt.

„Haben Sie meine — die Dame denn gesehen?“, setzte Kerthoven das Verhör fort.

Ja, das hatte Frau Witt, sonst würde sie doch nie und nimmer so etwas auch nur gedacht haben, geschweige denn erzählt.

„Sie haben sie also selbst gesehen?“

Frau Witt blieb dabei. Und dann könne er auch die Dame fragen, die bei ihr gewesen war und sich so genau erkundigt hatte.

„Welche Dame?“

„Ach, Herr Kerthoven würde schon wissen, diese elegante junge Dame. Aber er sollte sich darüber nicht beunruhigen, sie, Katharina Witt, war eine Frau von Erfahrung, sie wußte, wie es in der Welt zugeht, sie konnte schweigen, aber Recht mußte sein, nicht wahr?“

Ferry überhörte alle diese tiefen Weisheiten, er dachte nur: Da betrügt mich dieses kleine Biest regelrecht. Auf die Erzählungen von Florence hatte er zunächst nicht sonderlich viel Wert gelegt. Gewiß, etwas mochte daran sein, Virginia mochte ihren Flirt mit Rouff haben, aber weiter? Erstens war es in seinem Fall bequemer, sich die Sache so auszulegen, und zweitens konnte man die Weiber ja zur Genüge, um zu wissen, welche Absicht Florence dabei hatte. Nun aber änderte sich das doch ein wenig.

Frau Witt war gekränkt. Ihre Mitteilung hatte bei weitem nicht so viel Aufregung hervorgerufen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Das war ärgerlich und sie überlegte, was da weiter zu tun sei.

„Ich habe es gut gemeint mit dem Herrn“, sagte sie. „Wenn man auch nur eine einfache Frau ist, so weiß man doch, was Anstand ist. In so einem Hause bleibe ich nicht länger, das werde ich Herrn Rouff auch sagen.“

So, das war ihr letzter Trumpf, und sie wollte sich zurückziehen. Ihre Berechnung war indessen richtig gewesen. „Einen Augenblick“, rief Kerthoven.

Das fehlte nur noch. Einen Riesenstandal machen, die beiden warnen, und Thomas Rouff war imstande, mit seiner Geliebten einfach auf und davon zu gehen. Um des Himmels willen, nein, etwas gescheiter mußte man da zu Werke gehen. Und er mußte die Oberhand behalten, sonst war es aus mit ihm. Einfach aus.

Frau Witt zögerte erst an der Tür.

„Was soll ich hier noch. Belästigen will ich den Herrn keinesfalls.“

„Reden Sie nicht“, sagte Kerthoven, „man muß doch mal überlegen. Angenehm ist das gerade nicht, was Sie mir da erzählen. Sie sind also ganz sicher, daß es stimmt?“

„Aber! Lüge ich etwa?“

„Davon spricht keiner.“

„Das möchte ich auch gemeint haben.“

„Also hören Sie mal zu. Ohne Beweise nützt mir die Sache nichts. Am besten wäre es, wenn — ist das nicht zu machen, daß ich selbst hinkomme und mich überzeugen?“

Endlich ließ sich verhandeln.

„Zu so was soll ich mich hergeben?“, sagte Frau Witt zunächst empört.

„Na, na, na, da wird sich doch darüber reden lassen“, schlug Ferry Kerthoven vor.

„Ich habe schon Ärger genug mit Ihrem — mit dem Fräulein gehabt“, beharrte die Frau.

„Gewiß, sehe ich alles ein. Nun hören Sie mal zu, hier haben Sie —“, Kerthoven suchte in seinen Taschen und förderte einen zerknitterten Schein zutage — „fünfzig Mark. Morgen abend lassen Sie mich ins Haus. Dann bekommen Sie nochmal dasselbe.“

„Und wenn Ihre Frau gerade morgen nicht —“

„Sagten Sie nicht eben: jeden Tag?“

„Aber es könnte doch einmal nicht sein“, wich Frau Witt aus. „Es bleibt also dabei.“

Kerthoven brach die Verhandlungen ab. „Um neun Uhr öffnen Sie mir. Sie laufen in den Wandschrank.“

Katharina Witt zog sich mit mehrfachen verunglückten Verbeugungen zurück. Sie war zufrieden, das Geschäft ließ sich gut an, und wenn es sein sollte, daß Herr Kerthoven seine Frau wirklich bei Rouff erwischte, so konnte ihr das auch gleich sein. Alle Beteiligten hatten wohl Grund, den Mund zu halten. (Fortsetzung folgt.)

Berlins Fasching: Bockbiertrubel.

Von Peter Pratorius.

Sobald das neue Jahr seinen Einzug gehalten hat, beginnen in Berlin die Bockbierfeste. Man kann getrost sagen, daß von den tausenden Berliner Lokalen fast jedes dritte zum Bockbierfest einladet. Der Kenner weiß dieses mit viel Stammwürze versehene Bier zu schätzen, und der Berliner wiederum hat sich daran gewöhnt in der Zeit, in der in anderen Gegenden Deutschlands das Fest des Faschings gefeiert wird, sein Bockbierfest zu besuchen.

Besonders aber ein Lokal in Berlin kann schon seit vielen Jahren den Ruhm in Anspruch nehmen, das oder besser gesagt, die größten Feste zu veranstalten. Die „Neue Welt“ in der Hasenheide ist in dieser Zeit das Ziel aller. Mögen sie vom Kurfürstendamm, mögen sie vom Wedding kommen, hier trifft sich alles. Mögen es pelzgeschmückte Damen, mögen es einfache Frauen aus dem Volk sein, gefeiert wird zusammen. Leider ist der Berliner nun einmal nicht so lustig wie Süd- und Westdeutsche, und so wird man immer auf allen Berliner Festen ein wenig „Steifheit“ in Kauf nehmen müssen. Aber doch sind diese Bockbierveranstaltungen ein Stück Berliner Seele; in ihrer Art vielleicht volkstümliche Alpenbälle — kitschig, aber gemüthlich.

Mit großen Lettern kann man an den Berliner Kellereien die Ankündigung lesen, daß Mittwoch der Elitetag in der „Neuen Welt“ ist. 50 echte „Maderln“ bedienen, ein ganzer Ochse wird am Spieß gebraten und 6 Kapellen spielen. Um 11 Uhr wird die dickste und die dünnste Dame prämiert. Das Inzerat lockt unendlich, denn kaum sind die Geschäfte geschlossen, als sich schon die ersten Massen einfänden. Die riesigen Säle des Lokals sind wie umgewandelt. An den Wänden sehen wir Alpenkolorationen, unterhalb der Decke Reihe an Reihe die schneebedeckten Gipfel irgendwelcher imaginären Berggrößen. Der Weg zur Jungfrau ist vom Tal aus in wenigen Minuten zu nehmen, denn es führt eine herrliche Treppe hinauf; abwärts geht es noch viel besser, denn für 20 deutsche Reichspfennige kann man mittels einer Rutschbahn die Jungfrau verlassen. Almen — sprich Bierterrassen — sind in größeren Mengen entstanden, und in fast jeder Ecke befindet sich eine Kapelle, die irgendwelche Ländler spielt. Echt an diesen bayerischen Kapellen sind aber sicher nur die „Hirschkledern“. Hier ist wohl die einzige Stelle Berlins, wo das Saxophon durch eine Klarinette, Baskuba und andere schrecklich tönende Instrumente ersetzt wurde. Humba-Humba, Dultio, Tarittio macht die Musikkapelle ununterbrochen. Wenn aber statt des Ländlers plötzlich der Marsch aus den „Drei Musketieren“ oder „Wiener Blut“ ertönt, dann empfiehlt es sich, seine Ohren mit allen zur Verfügung stehenden Händen auszuhalten. Im Nebenraum drehen fünf Köche einen gewaltigen Ochsen, der gegen 9 Uhr in tausend Portionen zerteilt wird. Wandert man weiter, kommt man zu dem eigentlichen Rummelplatz, der auf keinem richtigen Berliner Vergnügen fehlen darf. „Zum kleinen Herkules“ oder „Zum strammen Anton“ heißt ein Krafsmesser. „Geben's dem Sepp einen auf den Depp“, das heißt, man soll mit einer Holstugel einer Puppe den Hut herunterwerfen, und so geht es weiter — immer durchs Tal, denn links und rechts steigen jäh die Felsen hoch. Lustige Schilder machen uns mit dem Panorama bekannt oder deuten auf irgendwelche Unglücksfälle hin. Unweit eines Kogels lesen wir:

„Lieber Wanderer, stehe still und weine
Hier vor diesem Leichensteine.
Denn hier ruhen meine Gebeine,
Ich wolte, es wären deine.“

Nach dieser liebevollen Aufforderung wandert man weiter und sieht, daß auch Bockbier in einer Bar getrunken werden kann. Ein Schild „Zur Bockbierbar“ läßt uns interessiert eintreten. Wirkt man hier Bock. Nein, man trinkt es genau so wie überall, aber man sitzt auf Barstühlen — das ist alles. Plötzlich, man traut seinen Augen kaum, mitten zwischen trübigen Bergesgrößen blühende Kirsch- und Pfirsichbäume. Ja, man versucht eben mit allen Mitteln Stimmung zu machen. Auch hier hängt ein Marterl:

„Hier ruht der Anton Pimpelmoos
In der kühlen Erde Schoß.
Ein unglücklicher Ochsenstöß
Offnete ihm das Himmelschloß.“

Dieser Rundgang dauert eine gewisse Zeit, und ehe man wieder in den Hauptsaal zurückkommt, ist es bald 10 Uhr geworden. Jetzt setzen sich die meisten auf die Alm, und die dicken Sennerinnen, die entweder Benzl, Theres oder Rannerl heißen, schleppen die Mähtügel herbei. Die unvermeidlichen Verkäuferinnen von Rudi, Enzian und Postkarten versuchen ihre Ware an den Mann zu bringen, und es ver-

geht kaum eine Stunde noch, bis alles in fast glückseliger Bockstimmung ist. Plötzlich geht dann das Licht aus, die Sensationen beginnen. Auf einen geheimen Wink beginnen sämtliche Klarinetten in jämmerlichster Weise zu heulen, die Kesselpauten beginnen ihr Konzert, und tastmäßig zu diesem Krach rollen Blicke auf allen Bühnen und auf allen Gipfeln. Die Liebespärchen, die auf diesen Augenblick voll Sehnsucht gewartet haben, kommen auf ihre Kosten, denn dieser imitierte Hexensabbat dauert fast fünf Minuten, aber dann hört das Grollen auf und die Berge glühen in herrlichstem Rot. Im Gebirge nennt man diese Naturerscheinung „Alpenglüh“. Dann rennt alles wieder, um sich ein Stück von dem Ochsen zu erlangen, denn die tausend Portionen sind bald vergeben. Und um 11 Uhr beginnt dann der Wahlgang. Stimmungsmacher erspähen ihre Beute und bald sind die dicksten und dünnsten Damen auf dem Podium versammelt. Eine Jury hat rasch die beiden Passenden ausgesucht, und mit wüsten Bemerkungen, die nach Berliner Art durchaus nicht immer harmlos sein müssen, erhalten die Preisträger ihre Prämien. So geht es weiter. Vor Betrunknen sieht man fast keinen normalen Erdenbürger mehr und gegen Mitternacht bedauert es jeder Berliner, daß er nicht auch in Bayern geboren ist.

Ich hörte, daß hier pro Abend 2500 Maß Bier getrunken werden; diese Zahl wird bestimmt nicht übertrieben sein.

Das ist der Berliner Fasching. Verb und trocken, nicht sehr gemüthlich, denn obgleich Stimmung vorhanden sein müßte, der Berliner ist eben für fröhliche und harmlose Feste nicht zu haben. Erst wenn richtig auf die Sauwirtschaft geschimpft, über die Bedienung geklagt und die Krüge nicht für ganz voll befunden sind, dann ist Stimmung da. Jeder andere Mensch würde aber diese Stimmung: „Krach machen“ nennen. Ja, wir Berliner sind eben ein merkwürdiges Stückchen Masse Mensch!

Der Weg zur Hölle ...

Von Gene Voigt.

Daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist, erfahren wir alljährlich am deutlichsten im Januar. Denn es gibt wohl kaum einen Menschen, der sich nicht am Jahresanfang in irgend welchem Punkte Besserung gelobt hätte.

Meine Freundin Ella zum Beispiel hat sich geschworen, im neuen Jahr aber ganz bestimmt keine Süßigkeiten mehr zu naschen. Mit neunundzwanzig Jahren 156 Pfund, nein, das kann nicht so weitergehen! Und die Zahnetrüffeln und die Marzipantörtchen sind schuld daran, hat der Hausarzt schon so oft gesagt. Also wappnete sich Ella mit Vernunft, Einsicht und Charakterstärke für 1931. Auch das kann sehr reizvoll sein. Wenigstens sieben Tage lang. Man hat dann des Abends so ein erhebendes Gefühl von Selbstachtung, das einem doch unwillkürlich einen neuen, interessanten Gesichtsausdruck verleihen müßte. Was kann man schließlich dafür, wenn einem die gewohnte Lieferantin, bei der man nur ein Viertel Tee kaufen wollte, eine ganz neue Packung gefüllter Mollabohnen offeriert. Also nein, so etwas hätte die gnädige Frau aber wirklich noch nicht gesehen. Der Mensch soll keine Gelegenheit zur Weiterbildung verpassen. Nein, das darf er nicht. Eine kleine Packung zum Abgewöhnen, was ist schon dabei! Und sie waren überwältigend. In jeder Beziehung.

Dann mein Flurnachbar Petersen. Am Silvester hatte er noch gequalmt wie ein Schlot. Auch zum Abgewöhnen. Dann ist die geleerte Zigarrentüte prasselnd vom eisernen Ofen verschlungen worden, und ein pathetisches „Nie wieder“ war ihr Nachruf gewesen. Sicherheitsshalber erhielt am Neujahrsmorgen Heini, das Söhnchen der Aufwarterin, den Aschenbecher mit dem drolligen Frosch, mit dem er schon lange geliebäugelt hatte. Den verwaissten Plak des Beschenktens nahm eine Broschüre „Selbstdisziplin schlägt Nikotin“ ein. So. Ein neues Jahr, ein neues Leben.

Es war bestimmt nicht Herrn Petersens Schuld, daß am 16. Januar der Schweinebraten in seiner Stammeispeise derart fettgelegen war, daß es nicht einmal der nachträglichen Tasse Kaffee gelang, dem unangenehmen Eindruck im Magen entgegenzuwirken. „Herr Ober, eine Zigarre!“ Hierauf folgten wieder drei Tage der Enthaltensamkeit. Doch als Herr Petersen am Abend des 21. Januars vom Dienst heimkehrte, barg seine Brusttasche ein braunes Päckchen, und das Seifennäpfchen mußte provisorisch als Aschenbecher herhalten.

Erkenne dich selbst. Also wie sieht es nun eigentlich mit mir? In den letzten Tagen des Dezember hielt ich mir einen kleinen Monolog, mich im neuen Jahr durch nichts mehr von der Morgenarbeit abhalten zu lassen. Vor allem Puffen, die Kabe aus dem Nebenhaus, sollte künftig aus dem

Bereich meiner Schreibmaschine verschwinden, in das sie Morgen für Morgen mit gräßlicher Selbstverständlichkeit einbrang. Zugegeben, ich habe eine besondere Schwäche für diese elegantesten aller Tiere, deren Bewegungen ich viertelstundlang gebannt verfolgen kann. Aber Zeit ist Geld. Und gerade im Januar muß man mit seinen Viertelstunden brav haushalten, um die Speisen seines Vorgängers auszugleichen. Darum entslechte, schönste Puffo!

Vier Tage lang maunzte und rumorte die Kake vor meiner Tür, rief sich das Budelchen und telegraphierte mit den Pfoten. Inbrünstig und ausdauernd. Ich bemühte mich, durch besonders energisches Hämmern auf die Tasten das gierliche Werbemanöver da draußen zu übertönen. Vier Tage lang. Am 5. Januar bewilligte ich der Puffo zehn Minuten. Nach der Uhr. Am nächsten Morgen schon zwanzig. Das Kontrollieren der Zeit lenkte mich eigentlich noch mehr ab als die Kake selbst. Wenigstens redete ich mir dies ein. Resultat: Puffo bleibt.

Spielleidenenschaft.

Von Hugo von Köller.

Wenn ich auch nicht behaupten will, daß ich stets im Leben nur das getan, was gut und rasch war, und alles unterlassen habe, was unter dem Gegenteil davon zu verstehen ist, so darf ich doch sagen, nie der Leidenschaft des Spiels verfallen zu sein. Ich habe es nach Möglichkeit vermieden, mich an Hazardspielen zu beteiligen; ich fand keine Freude daran. Auch hatte ich es wiederholt erlebt, daß die Spielleidenenschaft wohlhabende Menschen total zu Grunde richtete. Daher hatte ich stets eine gewisse Scheu vor dem Spiel. Immer ließ es sich jedoch in meinem vielbewegten Leben nicht umgehen, ein oder das andere Mal an einem Glücksspiel in Bekanntenkreisen teilnehmen zu müssen. Und das war besonders der Fall, als ich mit russischen Offizieren zusammen in bulgarischen Diensten stand. Die meisten Russen dort waren leidenschaftliche Spieler, die sich oft weit über ihre Verhältnisse engagierten. Es wurden dabei Unsummen umgeseht. Es war geradezu unmöglich, daß ein Kreis von Offizieren beisammen blieb, ohne sich in einem Hazardspiel gegenseitig das Gold abzunehmen. Dazu kam dann der Genuß von übermäßig vielem Alkohol, so daß die Säge im Spiel schließlich meist ganz unsinnige Höhen erreichten. Der Verlierende litt dann nachher lange Zeit unter seinen Verlusten, ohne aber daraus die Lehre zu ziehen, daß er sich besser sehen würde, wenn er seine Existenz nicht dem wechselvollen Glück der Karten anvertraute.

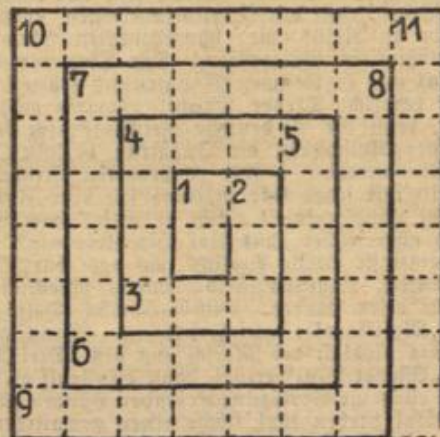
In einem mir unvergeßlich gebliebenen Fall war ich vom Schicksal dazu auserkoren, einem russischen Offizier, der in seiner Spielleidenenschaft alle Besinnung verlor, ganz wider Willen eine recht empfindliche Lektion erteilen zu müssen. Es handelte sich um einen russischen Artillerie-Hauptmann, der noch in bulgarischen Diensten stand, als ich bereits meinen Abschied genommen und meinen Wohnsitz auf mein Steppengut in der Dobrudscha verlegt hatte. Derlagter Hauptmann kam mit seiner Batterie ganz in die Nähe meines Guts, um dort das übliche, etwa vier Wochen dauernde Lagerleben zu führen, wie es damals für die berittenen und fahrenden Truppenteile Vorschrift war. Anstatt bei seiner Batterie in dem Zeltlager zu bleiben, kam er zu mir und bat mich für die vier Wochen um Aufnahme in meinem Hause. Wir waren noch aus der gemeinsamen Garnison Schumla her gute Bekannte, und ich gewährte ihm gern Gastfreundschaft. Jeden Abend versuchte er, mich zu einem „Spielchen“ zu bewegen; ich lehnte jedoch stets entschieden ab, was ihn oft verärgerte. Außer für Kartenpiel interessierte er sich jedoch auch lebhaft für Pferde. Ich hatte auf meiner Besitzung ein nettes Gestüt. Besaß unter anderem einen vierjährigen, schwarzbraunen Hengst, ein hübsches Tier, das ich durch lange mühsame Dressur zu einem brauchbaren Reitpferd gemacht hatte. Das Pferd war anfänglich außergewöhnlich unbandig gewesen. In diesen Hengst verliebte sich der Russe förmlich und quälte mich täglich mit Witten, ihm das Tier zu verkaufen. Ich wollte dies Pferd eigentlich überhaupt nicht abgeben, weil es mir bei den wilden Ritten in der Steppe, besonders bei scharfen Wollschüssen gute Dienste leistete. Schließlich aber bot der Hauptmann mir eine Summe, die den Wert des Pferdes meiner Ansicht nach noch überstieg. Am letzten Tage seines Aufenthalts bei mir wurde das Geschäft gemacht. Und am nächsten Morgen zog der Hauptmann mit dem Pferde ab.

Zum Abend dieses Tages hatte er mich in sein Lager eingeladen, um mir dort als Dank für die genossene Gastfreundschaft ein kleines Bankett zu geben. Ich fuhr gegen Abend zu ihm, wurde glänzend aufgenommen. Es wurde gut gegessen und viel getrunken. Nach der Tafel, an der alle Offiziere teilnahmen, kamen natürlich die Karten zum Vorschein. Hier konnte ich mich nun nicht ausschließen. Es wurde ein sehr einfaches, eigentlich blödsinniges Hazardspiel mit herumgehender Bank gespielt.

Ich hatte mich nur mit Widerwillen darauf eingelassen, mitzuspielen, war aber vom Glück sehr begünstigt und gewann. Der größte Betrieger war der Hauptmann. Als auf mein dringendes Anraten das Spiel gegen Morgen endlich abgebrochen werden sollte und mein Wagen bereits angespannt vor dem Zelt auf mich wartete, quälte der Hauptmann mich, ihm noch eine Chance zu bieten und noch einmal Karten zu geben. Da es mir selbst peinlich war, so viel Geld von ihm gewonnen zu haben, tat ich es. Er verlor wieder. Nun verlangte er noch einmal, zum allerletzten Mal, Revanche, und die noch anwesenden Offiziere waren der Meinung, daß ich ihm solche schuldig sei. Er hatte kein bares Geld mehr, ich aber erklärte, unter keinen Umständen unbar zu spielen. In seiner sinnlosen Erregung rief er: „Gut, dann sehe ich das Pferd, das ich gestern von Ihnen gekauft habe.“ Diesen Vorschlag wollte ich zunächst nicht annehmen, wurde aber von allen Anwesenden dazu gedrängt. Um der Sache ein Ende zu machen, bestand ich darauf, alles Geld, das sich in der Bank befand, dagegen zu halten; es war bedeutend mehr, als der Hauptmann mir für das Pferd gezahlt hatte. Der Hauptmann war an der Reihe, Karten zu geben. Er verlor wieder! Blah bis in die Rippen erhob er sich, ließ das Pferd vorsehren, daß er erst 24 Stunden sein eigen genannt, und gab es mir zurück. Mir war die Situation äußerst peinlich, ich hatte durchaus keine Freude an meinem Gewinn. Am liebsten hätte ich Pferd und Geld zurückgegeben, aber das wäre einer Beleidigung des russischen Hauptmanns gleich gekommen. Mit sehr gemischten Gefühlen fuhr ich nach Hause. Das Pferd war hinten an meinem Wagen angebunden.

Ich habe mich seitdem nie wieder an einem Hazardspiel beteiligt.

Spiralen-Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Alte Anredeform. 3. persönliches Fürwort. 4. Stoffstreifen. 6. Feldfrucht. 7. Deutsche Stadt. 9. Gut gekleidet. 10. Deutscher Dichter. — Senkrecht: 1. Tierprodukt. 2. Bild. 4. Kinderpeise. 5. Küstenercheinung. 7. Werkzeug. 8. Männlicher Vorname. 10. Landstraße. 11. Musikalisches Bühnenwerk.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 11: Wagerecht: 1. Hag. 3. Spa. 6. Der. 8. Ohr. 10. Sau. 11. Zug. 13. Rot. 15. Es. 16. Tiger. 18. He. 19. Zoo. 20. Rot. 22. Rad. 24. Mut. 26. Mur. 27. Raa. 29. Cham. 31. Am. 32. Taube. 34. Ge. 35. Bar. 36. Cie. 38. Tau. 40. Sie. 41. Eid. — Senkrecht: 1. Hen. 2. Ar. 4. Po. 5. Ahn. 6. Das. 7. Bug. 9. Roh. 10. Sem. 11. Jio. 12. Ger. 14. Tee. 16. Tod. 17. Rom. 19. Bar. 21. Tsch. 22. Rum. 23. Gau. 25. Tag. 26. Mai. 27. Nar. 28. Abs. 30. Met. 32. Tau. 33. Eis. 35. Bad. 37. Eid. 39. Ei.

Scherz und Spott

Vorsicht. „Haben Sie Herrn Puppe schon gesagt, daß er Vater von Zwillingen geworden ist?“ fragt die Hebamme das Mädchen. „Nein, jetzt geht es nicht,“ erwidert dieses. „Er rasiert sich!“

Liebesgeflüster. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, sah ihn verklärt an und flüsterte schwärmerisch: „Deine Schulter ist so hart und so weich, Liebling.“ „Nicht so weich wie dein Kopf, mein Engel,“ erwiderte er in demselben Ton.